

Sprach- und Literaturreflexion

11./12. Schulstufe

Lehrplanhinweis/-zitat:

- *Kommunikations- und Reflexionsfähigkeit sowie ästhetische Kompetenz [...] fördern*
- *Schüler/innen sollen befähigt werden, sich zwischen sprachlichen Normen und Abweichungen zu orientieren; [...] sich Sprache als Erkenntnismittel zu bedienen*
- *Kontextbezogenheit erkennen, Faktoren kommunikativer Prozesse verstehen (9./10. Schulstufe), Mittel der Rhetorik nutzen, Kommunikationsorganisation wahrnehmen*
- *(mündliche Kompetenz:) Faktoren kommunikativer Prozesse verstehen*

Welche Kompetenzen werden mit diesen Aufgaben überprüft?

- *Textkompetenz/Lesekompetenz*
- *Argumentationskompetenz*
- *Interpretationskompetenz*

Unterrichtseinbettung:

- *Diskussion zu Literaturkanon und Sprachreflexion*
- *Unterrichtssequenz, Übungsmaterial, eventuell Schularbeitsbeispiel (mehrstündig)*
- *Anhand eines Interviews mit dem Dramatiker Oliver Kluck sollen verschiedene sprachliche Strategien (Ironie, Verfremdung, Übertreibung ...) herausgearbeitet und im Rahmen einer Textanalyse auch schriftlich bearbeitet werden.*
- *Anhand eines weiteren Textes soll eine Erörterung zu literarischer Reflexion verfasst werden.*
- *Aufgabenstellung mit verschiedenen Arbeitsaufträgen*

Aufgabe 1:

- Lesen Sie das Interview mit Oliver Kluck (Textvorlage 1) und markieren Sie mittels Randnotizen Sachinformationen, die Ihnen wichtig erscheinen.
- Analysieren Sie mit einer Mitschülerin/einem Mitschüler sprachliche Auffälligkeiten des Textes und versuchen Sie, miteinander die Frage zu beantworten, welche sprachlichen Strategien Oliver Kluck mit seinen Formulierungen verfolgt und welchen Effekt er bei der Rezipientin/beim Rezipienten damit erzielt. Kennzeichnen Sie entsprechende Stellen im Text.
- Kennzeichnen Sie Klucks Äußerungen zu Literatur(kanon), Klassikern und seinem Stück und machen Sie sich dazu Notizen.

a) Schreibauftrag 1: Zusammenfassung

- Unter Heranziehung Ihrer Notizen zu den Sachinformationen und zu den Äußerungen Klucks zu verschiedenen Aspekten von Literatur verfassen Sie eine Zusammenfassung des Interviews mit Oliver Kluck.

Schreiben Sie 200 bis 220 Wörter und markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

b) Schreibauftrag 2: Textanalyse

Greifen Sie auf Ihre Notizen und die Erkenntnisse aus dem Gespräch mit Ihrer Mitschülerin/Ihrem Mitschüler zurück und verfassen Sie eine Textanalyse des Interviews mit Oliver Kluck im Rahmen einer Deutschhausübung:

- Stellen Sie zunächst die Gesprächsabsicht des Autors dar.
- Erklären Sie anhand einiger exemplarischer Textstellen aus dem Interview, wie Oliver Kluck Sprache einsetzt und welche Strategien er dabei verwendet.
- Erläutern und bewerten Sie seine Aussagen zu diversen Themen im Zusammenhang mit den ausgewählten Textstellen.

Schreiben Sie 380 bis 460 Wörter und markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

c) Schreibauftrag 3¹: Erörterung

Situation: Als Schüler/in einer Abschlussklasse sind Sie aufgefordert, im Rahmen einer Erörterung über die Sinnhaftigkeit eines Literaturkanons zu reflektieren und Ihrer Deutschlehrerin/Ihrem Deutschlehrer auf diesem Wege auch rückzumelden, welche literarischen Werke, die Sie privat oder im Rahmen Ihres Deutschunterrichts gelesen haben, Sie besonders berührt bzw. welche Ihnen missfallen haben.

Lesen Sie nun auch Textvorlage 2 und verfassen Sie die Erörterung:

- Fassen Sie die Kernaussagen zum Thema *Literaturkanon* aus beiden Textvorlagen (1 und 2) zusammen und arbeiten Sie die wesentlichen Unterschiede heraus.
- Bewerten Sie aufgrund Ihrer persönlichen Leseerfahrung die Frage, ob ein Literaturkanon, wie er in der Textvorlage 2 angesprochen wird, im Rahmen des Deutschunterrichts einer höheren Schule tatsächlich unumgänglich und sinnvoll ist.
- Gestalten Sie abschließend anhand ausgewählter Beispiele Ihren persönlichen Literaturkanon und begründen Sie Ihre Entscheidung.

Schreiben Sie 585 bis 715 Wörter und markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

¹ Diese Aufgabe kann im Rahmen einer Hausübung oder im Rahmen einer mehrstündigen Schularbeit eingesetzt werden.

Aufgabe 2:

Literaturrecherche (wahlweise mit anschließender Lektüre eines selbst gewählten Werks) und Schreibauftrag, auch im Zusammenhang mit projektbezogenem Arbeiten zu österreichischer Literatur

Schreibauftrag: Empfehlung

Situation: Als Schüler/in einer Abschlussklasse sind Ihnen nach vielen Jahren der Beschäftigung mit Literatur im Rahmen des Deutschunterrichts einige der im Interview (Textvorlage 3) erwähnten Schriftsteller und Werke vertraut. Andere hingegen möchten Sie gerne näher kennen lernen, wozu Sie im Rahmen einer Projektarbeit Gelegenheit bekommen. Recherchieren Sie von zwei Ihnen unbekanntem Schriftstellern, die im Text erwähnt werden, Biografie und Werk so genau, dass Sie sich zu einer kurzen Einschätzung darüber befähigt fühlen.

Lesen Sie nun das Interview mit dem Verleger Jochen Jung und schreiben Sie dann eine Empfehlung an Ihre Mitschüler/innen. Beachten Sie dabei folgende Arbeitsaufträge:

- Fassen Sie die Hauptaussagen des Interviews mit Jochen Jung zusammen und gehen Sie dabei besonders auf die Beweggründe des Verlegers ein, auf österreichische Literaten zu fokussieren und sich auf „Klassiker“ zu konzentrieren.
- Bewerten Sie diese Auswahl bzw. Haltung aus eigener Sicht.
- Geben Sie abschließend eine Empfehlung ab, welche Schriftsteller/innen bzw. Werke aus Ihrer Sicht im Unterricht unbedingt (noch) gelesen werden sollten, und begründen Sie Ihre Wahl. Sie können sich dabei sowohl auf Ihnen Bekanntes als auch auf Fakten aus Ihrer genauen Recherche beziehen.

Schreiben Sie 380 bis 460 Wörter und markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Textvorlage 1:

Oliver Kluck: „Höre am liebsten den Diktatoren zu!“

BARBARA PETSCH

Der deutsche Autor Oliver Kluck spricht über sein Stück „Die Froschfotzenlederfabrik“, das im Kasino [= Nebenbühne des Wiener Burgtheaters, Anm.] uraufgeführt wird. Den Klassikern sagt er gern Adieu. Seine Texte seien eine Art zur Unzeit explodierende Raketen.

Wie steht es mit der Gewichtung Klassiker, neue Stücke am Theater? Die Klassiker werden bald von den neuen Stücken beseitigt sein, weil immer weniger Leute sie verstehen. Was meinen Sie? Welchen Stellenwert wird die Literatur in – sagen wir – 100 Jahren überhaupt haben?

Oliver Kluck: Weg mit der Nostalgie, Zukunft ahoi! Den ganzen blödsinnigen Kanon, der überhaupt nichts besser gemacht hat, wie so ein zucker-süßes Bonbon einfach weggelutscht! Wunderbar! Ich hätte nicht gedacht, dass es so einfach wird. Als nächstes sind die wieder aufgebauten Barockkirchen und Stadtschlösser dran, das wird ein Spaß!

Wovon handelt „Die Froschfotzenlederfabrik“? Der Titel klingt irgendwie obszön.

Es geht um eine Fabrik, die Spezialkleidung für Neonazis produziert. Die Froschfotze dient uns als Leihwort für einen minderwertigen Ersatz in ungeahnter Verwendung. Ursprünglich gedacht als Darstellung gewisser Eigenschaften, fungiert sie nun als Steigbügelhalter für unsere Geschichte, als verunglückte Allegorie auf ein glückloses Leben

Wie haben Sie Ihren Stil entwickelt?

Es ist wie bei der Erfindung des Mondfluges. Als ich Leute einlud, die Rakete anzuschauen, explodierte die Rakete einmal vor, dann während des Starts. Jetzt, wo sie halbwegs fliegt und ab und zu dort ankommt, wo sie ankommen soll, denken einige, ich habe gerade erst mit dem Raketenbau angefangen.

Sind Sie ein Pessimist? Ein abgründiger Humorist? Ihr Stück erinnert an Thomas Bernhard.

Die Fähigkeit, über eine hoffnungslose Situation Scherze zu treiben, ist für die Bewältigung meiner Aufgaben durchaus hilfreich. Meine Situation ist wirklich aussichtslos. Wie ein Grubenpferd schufte ich in einem Beruf, der mehr ein Behuf ist. Für alles

andere habe ich mich durch Unvermögen disqualifiziert. Das Stück entsteht übrigens am Theater. Ich habe nur den Text geschrieben.

Freut es Sie, dass Sie am Burgtheater eine Uraufführung haben – oder ärgert es Sie, dass es nur im Kasino ist? Stimmt es, dass neue Autoren zwar oft, aber auf den weniger wichtigen theatralischen Plattformen gezeigt werden?

Unterschiede gibt es lediglich beim Publikum. Das eine Publikum möchte gerne Bewahrer eines kulturellen Erbes sein, ein anderes möchte dieses kulturelle Erbe zerworfen sehen. Immer erwartet das Publikum das volle Programm in höchster Qualität. Hinzu kommt, dass es mit dem Schreiben nicht schwieriger sein kann als mit dem Klavierspiel. Man schlägt ein paar Tasten an, und schon ist es ein Dominantseptakkord.

Ärgern Sie sich manchmal über den Umgang der Theater mit neuen Texten?

Jeder, der spielen will, darf spielen. Es wird alles von jedem inszeniert. Bei den Inszenierungen ist vor allem darauf zu achten, dass die inszenierte Wirklichkeit der tatsächlichen Wirklichkeit entspricht, zumindest der Wirklichkeit der Theatermenschen, weshalb das Theater ohne Unterlass mit der Inszenierung des Theaters befasst ist.

Haben Sie eine politische Botschaft? Oder ist die Geschichte die Hauptsache? Oder die Sprache?

Bereits als Kind habe ich gerne den Diktatoren und Despoten zugehört. Bei ihnen wusste ich immer, woran ich bin. Jederzeit konnte ich mich über ihre Präzision freuen, und wenn mir doch einmal unwohl zumute war, brauchte ich nur den Fernseher auszuschalten. Bei den Demokraten ist es schwieriger. Bestellt man bei ihnen ein neues Leben, bekommt man ein ganz anderes – und nicht einmal zurückschicken kann man es, weil nie jemand verantwortlich sein will.

Sie gelten als „Meckermeister“ und „Nörgelprofi“, schrieb „Der Spiegel“, sind Sie ein Wutbürger? Tschechow hat einmal gesagt, man muss sich kühl an den Schreibtisch, den Computer setzen.

„Der Spiegel“ schreibt, was „Der Spiegel“ schreiben muss, was nur verständlich ist, da „Der Spiegel“, wie jedes andere Magazin, in erster Linie sich

selbst verpflichtet ist. Was Tschechow sagt, ist richtig, und wenn nicht, war es einen Versuch wert. Mit der Wut verhält es sich ähnlich. Lässt man sie zu, steht man da wie ein Idiot. Ist man ein Idiot, ist es vielleicht besser, als immer wütend zu sein.

Viele Menschen fürchten sich vor 2012: das Ende des Maya-Kalenders, die neue Wirtschaftskrise usw. Was wird am 21. Dezember 2012 passieren?

Da ich keinen anständigen Beruf ausübe und auch sonst nicht besonders seriös bin, benötige ich weder eine Uhr noch einen Kalender. Es ist alles nur eine Frage der Gewöhnung und vor der so genannten Krise braucht man überhaupt keine Angst zu haben, solange in den hell erleuchteten Häusern bereits wieder süßer Wein aus goldenen Pokalen gesoffen wird.

Was würden Sie mit viel Geld machen?

Ich brauche ein paar neue Schuhe und meine Brille habe ich auch schon wieder durchschaut. Ansonsten

habe ich alles, was ich brauche, und würde vielleicht dazu übergehen, mir etwas mehr Zeit zu leisten.

Woran arbeiten Sie momentan?

Am Aufbau einer Fabrik, in der sich die Texte von selbst schreiben, sodass ich nur noch die Rechnungen gegenzeichnen habe.

Oliver Kluck, 1980 in Bergen auf Rügen geboren. Er brach sein Ingenieurstudium ab und wechselte zu Prosa und Dramatik, die er an der Universität Leipzig u. a. bei Roland Schimmelpfennig studierte. 2009 gewann Kluck den Förderpreis für junge Dramatik des Berliner Theatertreffens. Sein Stück „Die Froschfötzenlederfabrik“ zeigt die bizarre Familie eines Fabrikanten von Spezialkleidung für Neonazis. Die junge Regisseurin Anna Bergmann inszeniert.

Quelle: http://diepresse.com/home/kultur/news/717429/Oliver-Kluck_Hoere-am-liebsten-den-Diktatoren-zu [16.12.2011]

Textvorlage 2:

Ein Literaturkanon – wozu?

Marcel Reich-Ranicki im Wasserwerk-Gespräch der Konrad-Adenauer-Stiftung

Michael Braun, Sankt Augustin, 1. Juli 2004

Auf der Welt leben Millionen von Menschen, die niemals Goethe oder Shakespeare gelesen haben. Schöner, klüger, reicher aber ist das Leben mit der Literatur. Doch was soll man lesen angesichts der saisonalen Bücherflut, in einer Zeit, in der es, wie ein Hamburger Buchhändler klagte, nichts Schlimmeres gibt, als „drei Tage mit dem falschen Buch zu verbringen“?

In dieser Situation sind Bestandssicherer und Orientierungshelfer sehr gefragt. Keinen Besseren hätte die Konrad-Adenauer-Stiftung deshalb einladen können als Marcel Reich-Ranicki. Der als „Herr der Bücher“ gerühmte Literatur- und Fernsehkritiker, der mit seiner Frau Teofila nach Bonn gekommen war, stellte in den Wasserwerk-Gesprächen der Stiftung seinen Literaturkanon vor. Weit über 1.000 Zuhörer verfolgten gebannt von den Sitzen des früheren neuen Plenarsaals des Deutschen Bundestages und den Tribünen aus, welche Motive und Gründe Reich-Ranicki für seine Auswahl geltend machte.

Zunächst persönliche, nachzulesen in der Autobiographie „Mein Leben“ (1999), die vor allem ein Buch über Lesen und über Bücher ist. In seiner Jugend litt der 1920 geborene Reich-Ranicki daran, dass es keinen Kanon gab. Zwar suchte seine Lehrerin – ein „deutsches Fräulein namens Laura“ – in der polnischen Volksschule in Włocławek seine Lese-sucht nach Kräften zu fördern; doch die eigene Lektüre war „nicht originell“. Bei seinem Klassenlehrer wurde der Gymnasiast, inzwischen in Berlin, regelmäßig vorstellig, um Titel von neuen Büchern oder Theaterstücken zu erfragen. Der Terror des Nationalsozialismus, der ihn zunächst verschonte, verleidete ihm nicht die deutsche Literatur; im Gegenteil, Reich-Ranicki entdeckte die Welt der verbannten und vertriebenen Dichter als Gegenwelt.

Während der Zeit im Warschauer Ghetto (1938–1943), das er mit seiner Frau Teofila überlebte, las er keinen einzigen Roman, nur Gedichte. Nach dem Krieg fiel ihm auf, dass die Literaturliste an den Schulen immer noch stark regional geprägt war: Hölderlin und Mörike, die im süddeutschen Milieu gelesen wurden, waren im preußisch geprägten Norddeutschland, wo man Fontane und Storm vorzog, kaum bekannt.

Dabei konnte es nicht bleiben. Harold Bloom, Literaturprofessor in Yale, hatte sich schon in den neunziger Jahren gegen die Reform der Lehrpläne an amerikanischen Universitäten gewandt und eine alternative Liste von über 1.000 Werken angelegt: „The Western Canon“, ohne den die Menschen aufhören würden zu denken. Deutsche Empfehlungslisten folgten. Jörg-Dieter Gauger, Bildungsexperte der Konrad-Adenauer-Stiftung, schlug vor drei Jahren in einem Thesenpapier zur Stärkung des Deutschunterrichts einen vielbeachteten literarischen Mindestkanon vor.

Marcel Reich-Ranicki wurde 2001 vom „Spiegel“ gebeten, seinen persönlichen Kanon deutscher Dichtung zusammenzustellen. Der „Vorleser der Nation“ (Sieburg), der immer schon belehren, vor allem aber verstanden werden wollte und so zum prominentesten deutschen Literaturkritiker wurde, machte sich an die Arbeit. Von den Kultusministerien der Länder, denen er empfahl, statt der „Blechtrommel“ von Grass lieber seine Novelle „Katz und Maus“ in die Lehrpläne aufzunehmen, weil sie schlicht und einfach kürzer sei, kam keine Antwort. Allein der Insel Verlag reagierte und vereinbarte mit Reich-Ranicki einen Literaturkanon in fünf Teilen, deren Bände jeweils einer Gattung (Roman, Erzählung, Drama, Lyrik, Essay) gewidmet und von denen bislang die ersten beiden erschienen sind.

Nachdem die knifflige Rechtefrage geklärt (erst 70 Jahre nach dem Tode eines Autors werden dessen Werke rechtfrei) und erfreulicherweise die Zustimmung aller beteiligten Verlage eingeholt war, stand ein neues Problem auf der Agenda. Der Kanon sollte käuflich und verkäuflich sein, für alle geeignet und nicht zu groß. „Wer will schon mehr als 8 Kilo Bücher aus der Buchhandlung nach Hause tragen?“ fragte Reich-Ranicki und erntete Szenapplaus.

Bei der Reduktion der ursprünglich geplanten 30 Bände des Roman-Kanons auf 25, dann auf 20 Titel kam es unvermeidlicherweise zu Konflikten und Kompromissen. Ein Kanon soll seit alters her Richtschnur und Maßstab sein, und so setzte Reich-Ranicki ein Kriterium, das so einfach wie überzeugend erscheint. Die ausgewählten Romane müssen dem heutigen Leser verständlich sein, und zwar in der Urfassung. Das bedeutet, dass einerseits der im Original schwer lesbare, weil stark mundartlich gefärbte Roman „Der Abentheuerliche Simplissimus Teutsch“ (1668) unter den Tisch fällt, andererseits aber die großen Romanciers der deutschen Literatur, Goethe, Fontane, Thomas Mann, gleich mit zwei Werken vertreten sind.

Dem Kanon-Macher gehe es, wie Reich-Ranicki anmerkte, wie dem Intendanten einer Staatsoper: Jeder Taxifahrer hat bessere Ideen; die Zahl der Besserwisser ist größer als die der Leser. Doch ein Kanon ist weit mehr als ein unverbindlicher Vorschlagskatalog; er folgt immer schon Kriterien, seien es die rigorosen der antiken Tragödiendichtung, die nur drei Autoren für unanfechtbar hielt, seien es großzügige wie die des fleißigen Lesers Arno Schmidt, der lebenslang 5.000 Bücher zu verarbeiten empfahl. Für Reich-Ranicki muss ein Roman recht heterogene Tugenden mitbringen, um in den Kanon zu gelangen: Spannung, Kürze, Humanität. Was wiederum bedeutet: Fontanes „Stechlin“ (1899) wird mangels Handlung („Zum Schluss stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich“) ausgegrenzt, Anna

Seghers’ „Das siebte Kreuz“ (1942) ist als vorbildliche Toleranzparabel kanonwürdig.

Am schwierigsten, gestand der Kanon-Macher, falle ihm die Auswahl bei dem jetzt vorzubereitenden Lyrik-Kanon. Die Beschäftigung mit Gedichten der vergangenen Jahrhunderte sei ein anstrengendes, aber lohnendes Unterfangen. Von Uhlands „schauderhaften“ Balladen schreckt Reich-Ranicki zurück, empfiehlt aber dessen Lied „Ich hatt’ einen Kameraden“ (1809) als pazifistisches Mustergedicht. Und Schillers berühmtes „Lied von der Glocke“ (1799), das Enzensberger einst seines emphatischen Bildungsanspruchs wegen aus einer Schiller-Ausgabe (1960) verbannt hatte, will Reich-Ranicki um keinen Preis missen.

Ein begeistertes und begeisterndes, ein ansteckendes Plädoyer für lesenswerte Literatur, wie auch immer der Leser im Einzelfall darüber urteilen mag: Damit warb Marcel Reich-Ranicki, der seinen Vortrag frei hielt, weil er nicht vorlesen, sondern zum Lesen anregen wollte, auch in der anschließenden Diskussion, die von dem Veranstalter Stephan Eisel (Leiter Politische Bildung und Kommunalpolitik, Konrad-Adenauer-Stiftung) geschickt moderiert wurde. Dass der Kritiker mit seinem Kanon nicht dekretieren, sondern diskutieren will, Provokation und Widerspruch eingeschlossen („Bernhard ja, Handke nein“), wurde vom Publikum mit minutenlangem Applaus dankbar vermerkt. Mit seiner Liebe zur Literatur will Marcel Reich-Ranicki letztlich vor allem dafür sorgen, die Minderheit der Leser zu vergrößern und Freude zu wecken am Lesen guter Bücher. Und das hat immerhin auch schon Horaz betont.

Marcel Reich-Ranicki (gebürtig *Marceli Reich*; * 2. Juni 1920 in Włocławek, Polen) ist ein deutscher Publizist und gilt als der einflussreichste deutschsprachige Literaturkritiker der Gegenwart.

Textvorlage 3:

„Österreichs Eigensinn macht Freude“

Nächste Woche erscheinen die ersten zwei Bände einer neuen Österreich-Anthologie, die der Verlag Jung und Jung unter dem Titel „Österreichs Eigensinn“ kreierte. „Was sich da nach und nach zu einer Reihe formt, soll auf subtile und doppelbödige Weise österreichisch sein“, heißt es in der Ankündigung. Die SN sprachen darüber mit Jochen Jung.

SN: *Was drängt Sie dazu, österreichische Klassiker zu publizieren?*

Jung: Das eine ist unser Umgang mit Klassikern. Wir sind in der Musik gewöhnt, fast täglich Klassiker zu hören. Auf Urlaub besuchen wir in den Museen die Klassiker der bildenden Kunst. Aber wer hat in den letzten Jahren etwas von Walther von der Vogelweide oder Franz Grillparzer gelesen? Unser Umgang mit literarischer Tradition liegt im Argen. Dagegen etwas zu tun ist der Sinn dieses Unternehmens. Das andere ist Österreich. Dass in Reihen deutschsprachiger Klassiker dann und wann ein Österreicher dabei ist, wird der österreichischen Literatur nicht gerecht.

SN: *Warum nicht?*

Jung: Österreicher haben überaus Originelles zur Literatur beigetragen. Sie waren eigenständiger, eigenwilliger und eigensinniger – daher der Name der Reihe – als die Deutschen, die sich verbindlicher, staatsertreu gaben. Diese Besonderheit der österreichischen Literatur vorzustellen ist mir eine Freude.

SN: *Ist das eine Auswahl dessen, was Sie für lesenswert erachten?*

Jung: Wir haben einen generellen Herausgeber, Bernhard Fetz, Leiter des Österreichischen Literaturarchivs in der Nationalbibliothek. Mit dem gemeinsam treffen wir die Auswahl. Darüber hinaus gibt es für jeden Band einen eigenen Herausgeber. Denn jeder Klassiker muss von einem klugen Nachwort begleitet werden, und das liefern wir mit.

SN: *Warum beginnen Sie mit Adalbert Stifter und Ernst Jandl?*

Jung: Für mich persönlich war Adalbert Stifter eine der größten Entdeckungen der letzten zwanzig Jahre. Ich kannte ihn aus der Schule, wie viele andere auch. Er hat mich damals nicht begeistert, wie viele andere auch nicht. Seit ich aber „Brigitta“ gelesen habe, bin ich von diesem Autor vollkommen hingerissen. Mit Ernst Jandl zeigen wir, dass man nicht 100 Jahre unter der Erde liegen muss, um Klassiker zu sein. Er vereint die komischen Möglichkeiten der Literatur wunderbar mit dem Ernst. Das ist sehr österreichisch.

SN: *Was konstituiert das Österreichische? Nur Geburtsort oder Wohnort des Autors?*

Jung: Nein. Leser dieses Landes erkennen sich bei bestimmten Autoren eher wieder als bei anderen, eher bei Thomas Bernhard als bei Günter Grass, eher bei Stifter als bei Fontane.

SN: *Kommt es also auf die Befindlichkeit der Leser an?*

Jung: Nicht nur. Hinzu kommen ein Um-die-Ecke-Denken, ein besonderer Witz und eine Distanzierung von den großen Themen. Man gibt sich nicht so staatsstragend wie Geheimrat Goethe. Der Schulrat Stifter war ein Beamter, der im Hintergrund werkelt und dort Großartiges schrieb. Das ist typisch für Österreich: Man plant es nicht, Klassiker zu werden, und es kann einem doch erwachsen.

SN: *Was ist ein Klassiker?*

Jung: Jemand, dessen Buch man nach Jahren wieder in die Hand nimmt und von dem man aufs Neue angesprochen wird. Der Autor bleibt nicht stumm, wenn man ihn liest, der spricht noch immer mit einem. Deswegen muss man solche Bücher immer wieder herausbringen. Was man irgendwann gelesen und als Leseereignis im Kopf hatte, verblasst nach einigen Jahren. Deswegen muss es aufgefrischt werden.

SN: *Ihre Reihe ist also für Leute, die kein Bücherregal haben?*

Jung: Die haben schon Bücherregale, aber in denen steht zu wenig alte Literatur. Unsere Kultur ist ja auf das Neue gerichtet. Uns interessiert die Vergangenheit nicht, und an der Gegenwart interessiert uns eigentlich nur die Zukunft. Jeder fragt: „Was gibt es Neues?“ Aber gelegentlich sollten wir auch fragen: „Was gibt’s gutes Altes?“

SN: *Wie viele Bände werden Sie bis wann herausbringen?*

Jung: Jedes Halbjahr einen Band, und das, solange der Verlag und die Leser Lust dazu haben. Da ist kein Ende in Sicht. Aber zwanzig Bücher werden es mindestens.

SN: *Welche Autoren passen in „Österreichs Eigensinn“?*

Jung: Die, die man erwartet, aber auch solche, auf die man selbst vielleicht nicht kommen würde, wie Hermann Ungar, Walter Serner, Michael Felder oder Felix Salten. Jedenfalls Autoren, die wieder zu lesen einen in Hochstimmung versetzt.

(Hedwig Kainberger)

Quelle: Salzburger Nachrichten, <http://www.salzburg.com/nachrichten/oesterreich/kultur/sn/artikel/jochen-jung-oesterreichs-eigensinn-macht-freude-5082/> [24.2.2012]